

Aus Bukarest und Budapest

Von Alfred Mayer

* Bukarest und Budapest haben noch mehr Verwandtschaft ihrem innersten Wesen nach als in dem zufälligen äußerlichen Gleichklang der Namen. Beide sind in kurzer Zeit zu Großstädten emporgehoben. Sie haben ihren regelrechten Entwicklungsgang überstürzt. Spuren des allmählich Gewordenen sind verwischt. Bukarest so nah der Türkei und noch vor etlichen Jahrzehnten völlig im Bannkreis des Orients mutet den europäischen Globetrotter — namentlich wenn er aus Konstantinopel kommt — ganz westlich an.

Sobald man in Konstantinopel den Fuß auf den schönen rumänischen Dampfer gesetzt hat, fühlt man sich wieder in heimatlicher westlicher Kultur geborgen. Wie anders wirkt das Bild nach einem Aufenthalt in Konstantinopel, wenn wir am frühen Morgen den rumänischen Boden in Konstantia bestiegen. Land und Leute scheinen besänftigt an dieser nördlicheren Küste des Schwarzen Meeres. Die Landung vollzieht sich in stiller Ordnung. Der Blick ruht auf den modernen Hafeneinrichtungen Konstantias, und elegante, saubere, weiträumige Eisenbahncoupe's nehmen uns zur Fahrt nach Bukarest auf. Nach fünfständiger Eisenbahnfahrt durch die Einsamkeit bracher Felder ist das Ziel erreicht. Wir sitzen alsbald in einer stattlichen Karosse, die uns in der inneren Stadt absetzt. Die famosen Bukarester Wagenlenker in ihren blausamten Kutten, die sie mit farbigen seidnen Atlasbändern gürteln, sind eine wahre Augenweide. Große Boulevards durchschneiden die innere Stadt. Stärker als diese äußerliche Beziehung zu Paris macht sich bald ein deutscher Einschlag in Bukarests Stadtbild fühlbar. Die Menschheit in den Straßen trägt nicht die laute und gestikulierende Art der Romanen zur Schau, die Haltung des Militärs ist besonders stramm.

Man erwartet irgendwo unter der Kruste dieser internationalen Sitten den Orient zu spüren. Es tritt nicht allzuviel davon in die Erscheinung. Unter das Straßenvolk mischen sich walachische Bauerntypen in malerischen Trachten. Sie tragen rotgestickte berbe, in der Taille gegürtete Leinwandhemden, die über das Beinleid gezogen sind, und hohe braune Sammelmützen. Nationale Frauentrachten verschwinden im Straßenbild Bukarests.

Wo lernt man am besten das gesellige

Leben Bukarests kennen? Natürlich auf dem Korso! Er bedeutet sozusagen die Konzentration der guten Lebensart für die Gesellschaft. Alltäglich versammelt sich, wie im Pariser Bois de Boulogne, auf der Chaussee Risselou tout Bukarest. In der Tat würde man, vom Korso aus geritten, Bukarest für eine Millionenstadt halten. London und Paris übertreffen kaum den Glanz dieser Equipagen und die Raffigkeit dieser Pferde. Die Damenwelt trägt ostentativ den letzten Chic von Paris zur Schau mit einem kleinen Stich ins Buntorientalische.

Hat der Fremde dem eintönigen Spiel einige Stunden beigewohnt, so hat er in der kunstarmen Hauptstadt Rumäniens nicht mehr viel zu tun. Gering ist die Anzahl der historisch sehenswerten Monumente, und kaum die Spur einer originellen Bauart zeigen die vielen modernen Prozenbauten (Post, Sparkasse, Banken und Justizpalast). Stark spürt man den Kontrast an der Peripherie der Stadt. Mondanentum und Pigeunerweisen, Prozenhaus und armselige Hütte, sind nur durch wenige Kilometer von einander getrennt. Einen eigenartigen Baustil weist allein das rumänische Bauernhaus auf, aus dem sich ein bestimmter Architekturstil für das städtische Haus hätte entwickeln sollen. Anläufe dazu sind zu finden — überwiegend aber bauliche Prognostik. — Der Konzertsaal des „Athenäums“ gibt uns geradezu ein abschreckendes Beispiel bombastischen Brunkes. Das „archäologische Museum“ enthält ein großes ungeordnetes Kunterbunt, in das noch kein System gebracht worden ist. Immerhin findet man da den beachtenswerten Goldschatz von Pietroaja aus dem 4. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, an dem man die Zusammenhänge mit der Merovingerkunst feststellen will, und als Repräsentant altdeutscher Malkunst erscheint Zeitblom mit vier Altartafeln. Die Kirchen zeigen im Kuppelbau die Spuren vergangener Türkenherrschaft. Etwas Naturstimmung umgibt den Ort, wo die älteste Kirche der Stadt, die Metropolitankirche steht, hier ist der beste Aussichtspunkt über einen großen Teil der auf einfrömeriger Ebene gebauten Stadt. Sehr nüchtern an der Straßenfront der belebten Victoriastraße ist das königliche Schloss gelegen. Wie ganz anders dächte man sich den Wohnsitz von Carmen Sylva, die allerdings in Sinaja ein poetisch gelegenes Dichterheim besitzt. Sehr populär ist König Karl, dessen Reichtum aus seiner außerordentlichen Sparlichkeit und aus seinem kaufmännischen Unternehmenseifer hervorgewachsen.

Ich habe zufälligerweise zwei patriotischen Festlichkeiten in Bukarest beiwohnen können. Am des Königs 69. Geburtstag war ganz Bukarest auf den Beinen, um sich im Schlosse in den Gratulationslisten einzuschreiben und bei der Beerdigung des Vaterlandsfreundes, des Generals Haralanbie, war ein sehenswerter Militärpomp aufgegeben. Sobald die Rumänen politisieren, bringt das sonst verhaltene Temperament an die Oberfläche.

Eine andere Temperatur der Leidenschaftlichkeit äußert sich bei den Ungarn! — Lange — allzulange währt die Eisenbahnfahrt auf der Strecke nach dem in nordwestlicher Richtung gelegenen Budapest und doch scheint man noch nicht die eigentliche Grenze des Occidentis erreicht zu haben. Schon das Leben vor der Bahnhofshalle in Budapest bewegt sich im Tempo der wahren Großstadt. Die Leute haben Eile. Der flinke schwarzjüngige Gepäckträger balanciert meinen Handkoffer geschickt durch andrängende Menschenmassen, schleudert ihn auf die Droische, sieht nur halbwegs auf das Trinkgeld und steht im nächsten Augenblick bei einem anderen Reisegast. Im Galopp tempo fährt man mich durch die halbe Stadt nach Hotel Hungaria. Ich war nicht erbaud von dem ersten Eindruck dieser neuen Stadtviertel — sie wirken nach Bukarest potenziert prozenhaft.

Die Menschen und Wagen finden sich mit Berliner Geschicklichkeit allem Bogen des Straßenlebens gewachsen. Man spürt, in diesem Volke wohnt ein anderer Lebensdrang als in den Oesterreichern. Vom Hungariahotel aus übersteht man wohl den schönsten Teil der Gegend, die Donau mit Dfen, das sich an andern Ufer wie eine stille vornehme Residenz ausnimmt. Die alte königliche Burg ist jetzt zu einem modernen Palais umgestaltet, das nach wie vor durch den Reiz der Lage auffällt. Stolz aus dem Dfener Stadtviertel ragt die alte Matthiakirche, gleich dahinter liegt die funfelnelagelneue Vastei, die als Promenadensteig benutzt wird, und nebenbei steht das Reiterbild des schühenden heiligen Stephan auf allzu prätenziösem Sockel! Was unter den vielen Prozenbauten Belts geschmackvoll herausfällt, ist bald an den Fingern einer Hand hergezählt. Es ist z. B. das Akademiegebäude, das Redoutengebäude mit der merkwürdigen Fassade im Mischstil und die räumlich pompöse Leopoldstädter Basilika. In praktisch hygienischer Beziehung können die Pester stolz sein auf ihr Schlachthaus und die Markthallen. Ganz famos ist die Einrichtung der unterirdischen Straßenbahn. Stolz sind sie aber auf das Parlamentsgebäude, das wie unser Reichs-

tagsgebäude die Summe von 32 Millionen Kronen verschlungen hat. Als mir angesichts des höchst konventionellen Rubeaus, das die innere Einrichtung des Hauses auszeichnet, die vornehmliche Bemerkung entfiel — „und dafür 32 Millionen“ — entgegnete der mich mißverstehende fanatische Rubeaus sehr charakteristisch: „Für unser Parlament ist uns nichts zu viel.“ Ein Gesamtüberblick kommt vor dem Hause schwer zu Stande, das Auge bleibt immer wieder an Teilen hängen, und die Kuppel will sich nicht recht dem spitzigen Stil anpassen. Für die Ungarn dürften diese Mängel mehr ästhetischer Natur nicht schwer wiegen, besitzen sie doch unweigerlich — wie sie sagen — ein Parlamentsgebäude, mit dem, an „Flächeninhalt“ gemessen, sobald kein zweites rivalisieren kann.

Gegenüber all dem, was an Bauten und Denkmälern so vorzüglich großartig wirken will und erst in den letzten zwei Jahrzehnten emporgehoben ist, verdienen die echten Kunstschätze Pests wohl eine tiefere Beachtung. Der Reichtum in den Museen wirkt unerwartet großartig. Die Esterhazy-Gemäldegalerie nimmt jetzt unter Europas Galerien einen bedeutenden Platz ein. Sie konnte vor kaum vierzig Jahren für ein sehr geringes Geld vom Staate angekauft werden, ist aber seitdem durch Zuweisung der Bildschätze aus dem Nationalmuseum, durch Legate der kirchlichen Würdenträger Byfker und Szol, sowie durch verständnisvolle Erwerbungen des verstorbenen Direktors von Pulszky erheblich bereichert worden. Die Bilder sind in einem erst kürzlich fertig gewordenen nicht sehr glücklichen Neubau (der schlecht verstandenen „Klassizismus“ vortäuschen will) untergebracht. Gleich im ersten Saal ist ein schöner, alter, getäfelter Holzplafond bemerkenswerter als die hier ausgestellten Werke altungarischer Malerei, die ohne besondere Wesenszüge als Ableger deutscher Kunstbetätigung zu klassifizieren sind. Daneben erschließt das Reich der „Italiener“ künstlerische Aspekte. Raffaels kleine Madonna, die von ihrem Besitzer her die „Madonna Esterhazy“ genannt wird, fällt noch in die „Florentiner“-Periode des Meisters, obwohl die Landschaft auf dem Bildchen erst in Rom zugefügt wurde. Die Arbeit ist in einzelnen Teilen nicht über die Untermalung hinausgekommen, zeigt aber gerade deshalb die Frische der „Diktion“ und eine bis zum letzten N-Punkt feststehende kompositorische Sicherheit. Der zweite auftauchende Name eines „Ganzgroßen“ ist der des Giorgione. Das verklärte, malerisch vollendete Porträt eines

vornehmen, seelisch geadelten Venezianers mit der feinen Handgeste darf nicht ohne Weiteres dem Giorgione gegeben werden; umsoweniger, wenn der dargestellte wirklich der für Giorgione zu früh verstorbene Dichter Antonio Brocardo ist. Jedenfalls aber sind die Qualitäten des Porträts mit den germanischen Gesichtszügen zu groß für andere Autorennamen, die von verschiedenen Kunsthistorikern hypothetisch aufgestellt werden. Eine andere Tafel — das Bruchstück zweier Figuren — trägt dagegen ganz den Stempel eines Giorgioneschen Frühwerkes, wenn diese auch nur Kopie ist. Speziell die Venezianische Porträtkunst ist höchst bewundernswert durch Lotto, durch einen Anonymus (Bild Nr. 178), durch Romanino und durch Moretto aus Brescia vertreten, dazu kommt noch das berühmte, leider etwas verdorbene „Jünglingsporträt“ des Sebastiano. Niemand kann wohl dem diskreten Reiz widerstehen, der von dem eigenartigen Kostümbild der Katharina Cornaro des Gentile Bellini ausgeht. Das Porträt ist gleich interessant als Kostüm, wie Charakterstudie. Die Pisanterie gezielter Grazie ist in einem charakteristischen Madonnenbilde des Carlo Crivelli vertreten. Unter den Florentinern besitzt meine Liebe eine kleine — jedenfalls irrtümlich dem Filippino zugeschriebene — Madonna mit dem hl. Antonius. Ein allzu stilles Beispiel für Filippinos bewegten Stil, wenn es nicht in die früheste Zeit fällt, wo er dem väterlichen Vorbilde nahesteht. Eigentümlich und maßgebend für die Sucht nach gelehrter Darstellung ist eine ähren geschmückte, pompöse „Ceres“ des Ungarn Michele Panonius aus der Ferrareser Schule, aus der auch zwei prächtige Frauengemälde von Cossa stammen. Correggios göttliche Madonnenzene mit den zwei Kindern in der Pester Galerie genießt den Vorzug vor derselben Darstellung in Petersburg. Der fahnen schwingende „San Fernando zu Pferde“ des Tiepolo ist auf seine malerischen Qualitäten hin vorzüglich placiert, so daß die Farben auf der Leinwand durch viele Säle leuchten. Unter vielen guten Werken der Spanier, darunter ein fanatischer Männerkopf von Murillo verraten zwei Gemälde von Goya bereits künstlerische Tendenzen, zu denen die besten unserer zeitgenössischen Maler hinnenigen.

Nicht minder hervorragend als die Italiener sind die Holländer in der Esterhazy-Galerie vertreten. Eine kleinfigurige Kreuzigung Memlings, eine in der Komposition veränderte Wiederholung der Biederer Kreuzigung wird auf Grund des dar-

ten kalten Kolorits nur für ein Schulbild genommen. In Franz Halsens „Cavalier mit dem runden Hut“ leuchtet des Künstlers eigene Lebensfreude im Auge des Dargestellten. Neben diesem lebensvollsten Porträt der Galerie hält sich nur noch Vermeers zartes und schlichtes Frauenporträt voll von malerischer Feinheit in schwarz-weißer Umgebung. Thomas de Keyser's vierströtiges Frauenbildnis vertritt die „solide“ vorrembrandische Porträtkunst der Niederländer. Die Dämmerstimmung in Rembrandts „Der Traum Josephs“ dagegen ist geradezu totgehängt.

Die Kunst des Aert van Gelder, der am originellsten Rembrandtsche Licht-Probleme aufgriff, erschallt in einem Meer von Farbenpracht im Esther und Mardocheabild. Mit Jan van Goijens Bauerngruppe in der Landschaft, mit Brouwers und Adrian van Ostades Genres sind nur einzelne vorzügliche Stücke ganzer Reihen erwähnt. Berk-Heides lustige kleine Schloßanlage ist ein Wunder an Poesie. Der bekannte Mannskopf, unter dem „Albrecht Dürer“ steht, ist in desolat verdorbenem Zustand, so daß der zeichnerische Stil Dürers entstellt ist. Neben dieser grandiosen Galerie alter Meister, deren Schätze hier nur flüchtig angedeutet sind, spielt die Abtheilung der „Modernen“, die nach lokalpatriotischen Grundfäßen zu Stand gekommen ist, keine Rolle.

Das ungarische Nationalmuseum birgt gleichfalls reiche Sammlungen nebst der berühmten Bibliotheca Hungarica. Eine kleine Villa in der Nähe des Milleniumplatzes trägt die Aufschrift „Múzeum Georgeres Rath.“ Haus und Sammlung eines Kunstmäcens ist durch einen bewundernswert uneigennütigen Entschluß der noch lebenden Witwe Rath für eine kaum nennenswerte Summe an den ungarischen Staat übergegangen. Frau Rath bewohnt einige Räume des oberen Stockwerks und läßt im übrigen die Zimmereinrichtungen, als einen Teil des Museums bestehen. Rath hat Bücher, Gemälde, Skulpturen, Antike, Möbel, Preziosen, Gemmen, Gold, Porzellan, Spitzen und Teppiche gesammelt, alles mit dem seltenen Qualitätsinstinkt eines wahren Mäcens, der oft sicherer ins Schwarze trifft, als das Wissen der Gelehrten. Allein der Besitz von Rembrandts „geschlachtetem Ochsen“ gibt der Galerie Rath einen Weltruf! Das patriotische Vermächtnis der Familie Rath ist übrigens in Ungarn kein alleinsehender Fall, u. a. lernte ich die schöne Kunstsammlung in Ofen der Frau Enyedi Lukács kennen, die nach dem Tode der Besitzerin an ihre Vaterstadt Szegedin übergeht. Wer als Kunstfreund zu bewahren hatte, wie z. B. die Galerie Kann-Paris in alle Winde aufging, wird die Stiftung Geora Raths in Budapest nach Verdienst

schätzen. Sie ist in ihrer Art ziemlich alleinstehend. Die Galerie Boldi-Bezzoli (Mailand) ist großartiger, aber nicht so reizvoll intim dargeboten.

So bleibt die Erinnerung an meinen kurzen Aufenthalt in Budapest mit großen Museums-Eindrücken verbunden, sie stammen aber nicht aus der Quelle, die die großstädtischen Bewohner Ungarns mit Stolz erfüllt. Der Ungarn-Drang strebt nach dem blendend Neuen!

Kleines Feuilleton

Münchener Mozart-Festspiele

* Gestern fand im Residenztheater vor vollständig ausverkauftem Hause die erste Wiederholung von Figaros Hochzeit statt. Für die Gräfin war diesmal ursprünglich Fräulein Koboth vorgesehen und man hatte sich auf die seltene Gelegenheit, die treffliche, in unserem Ensemble heute noch kaum erlebte Künstlerin wieder an der Stätte ihres einstigen Wirkens zu begrüßen, aufrichtig gefreut. Leider war der Termin des Gastspiels von der Intendanz unglücklich gewählt. Eine Indisposition zwang die Künstlerin zur Absage. Die Intendanz wird bei einer späteren Repertoire-Aufführung des Figaro — wie wir sie in der nächsten Saison hoffentlich häufiger als im Vorjahre erleben — gewiß die Gelegenheit benützen, das versäumte Gastspiel nachzutragen.

Für Fräulein Koboth sang gestern Fräulein Fay. Ihre Gräfin überraschte durch eine diesmal ganz besonders warm besetzte, in Darstellung und Gesang ungemein sorgfältig angelegte Leistung. Fräulein Fay hält ganz richtig auch in den scheinbar tragischen Momenten den Ton des drama giocoso fest. Alles nur ein heiteres, anmutiges Spiel — so will's der Geist, der durch diese von einem ewig sonnigem Himmel beschieneenen Weisen schreiet. „Gib mir meinen Satten wieder — oder sende mir den Tod.“ klagt die Gräfin und sinnt gleich darauf einen Schabernack nach dem andern gegen den kammerfahnenfreundlichen Herrn Gemahl. Den sang und spielte Herr Feinhals, daß es eine wahre Freude war. Geschmeidig und elegant, halb Don Juan, halb Otello, ein schlauer Fuchs, der endlich doch in die Falle geht. Und dabei ein Sänger von Gottes Gnaden. Mit besonderem Lobe muß man des Cherubin d'amore Fräulein Lordecks gedenken. Dieser Page mit der ewigen Bändchensehnsucht im Herzen und tausend unbedachten Liebeschwüren auf den Lippen ist ein allerliebster, süßer Schlingel. Ueberdies hat er die Canzonetta mit buffiaen, haarfein gesponnenen Vianos einfach